

**Gottesdienst am 02.03.2014 (Estomihi) in St. Martin zu Kassel im Rahmen der Reihe „Inspiriert – Theater im Gottesdienst“ über Friedrich Schillers „Die Jungfrau von Orleans“.**

„So ist des Geistes Ruf an mich ergangen“, liebe Gemeinde. Da steht sie: Das junge Provinzmädchen aus Domrémy in Lothringen und weiß sich berufen, allem zu entsagen, was das Leben ausmacht oder was sich ihr Vater für sie ausgedacht hat, um es einem einzigen Ziel zu widmen: der Befreiung Frankreichs von den Engländern.

Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr hat sie ausweislich der erhaltenen Gerichtsprotokolle die Stimme gehört, die ihr eingibt, was sie tun soll – und der sie sich bedingungslos hingibt. Es die Stimme aus einer anderen Welt, aber von solcher Kraft, dass Johanna nicht anders kann und will, als ihr zu folgen. Die göttlichen Visionen, im Kasseler Staatstheater aus der kleinen Kirche von Wagenfurth eingeblendet im Stil von kitschig anmutenden Heiligenerscheinungen à la Lourdes, Fatima oder Medjugorje – verwandeln die junge Frau in die zu allem entschlossene Amazone. Sie erfährt ihre Bestimmung – und wird sie erfüllen.

Um Religion und Macht, um Religion und Gewalt geht es in dieser „Jungfrau von Orleans“: Die explosive Spannung durchzieht die gesamte Kasseler Inszenierung. Sie ist schon bei Schiller angelegt. Er stellt die Berufung Johannas in eine Reihe mit den großen Berufungsgeschichten des Alten Testaments – mit Mose und David. Auch sie, Hirten wie Johanna, werden zu legendären Befreiern ihres Volkes: Mose gegenüber dem Pharaon, David gegenüber dem Philister Goliath.

Um nichts Geringeres wird es auch Johanna gehen als um die bedingungslose Befreiung. Sie wandelt sich zur Gotteskriegerin. Wo es ums Ganze geht, sind keine Halbheiten zu dulden. Mit der goldenen Fahne der Könige wird sie, das unbedarfte Mädchen, in Männerkleidung dem

französischen Heer voranschreiten. „Gott mit uns!“ Schon immer scharte man sich um diese Parole, um eindeutig zu unterscheiden zwischen gut und böse, zwischen gerecht und ungerecht. Wer da noch nach Humanität fragt, bleibt auf der Strecke.

Historisch gesehen mutet es in der Tat geradezu unvorstellbar an, dass ein siebzehnjähriges Bauernmädchen, das über keinerlei militärische Kenntnisse verfügt, als Gottesbotin anerkannt wird und dass den französischen Bataillonen 1429 unter ihrer Führung die Befreiung von Orleans gelingt. Von da an geht es Schlag auf Schlag: Ein Ort nach dem anderen wird den Engländern entwunden. Zwei Monate später steht Johanna bei der Salbung Karls VII. in Reims mit dem Banner neben dem Altar. Sie ist auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Viel Blut ist bis dahin geflossen – auch im Kasseler Schauspielhaus: Kübelweise ergießt es sich über Freund und Feind. Nichts für schwache Nerven!

Das alles könnte so weitererzählt werden: Wie Johanna in burgundische Gefangenschaft gerät, wie sie den Engländern ausgeliefert wird und wie man in Rouen vor einem Kirchengenicht gegen sie Anklage wegen Zauberei und Ketzerei erhebt. Den historischen Fakten wäre damit Genüge getan. Nicht aber so bei Schiller. Und auch nicht so in Kassel. Denn im Drama geschieht, was angesichts der Größe des Auftrags, dem sich Johanna hingibt, nicht geschehen darf: Sie übertritt das göttliche Liebesverbot. Noch im Prolog hatte sie ihrer Vision Worte gegeben: „In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren, / mit Stahl bedecken deine zarte Brust, / Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren / Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust“.

Und dann das: In der Stunde des größten Triumphs steht sie abseits. Sie hat sich, ohne es je zu wollen, in Lionel verliebt, den Engländer, den Feind; hat ihm in die Augen gesehen – und ihn nicht töten können, obwohl sie das doch eigentlich musste: „Was hab ich getan! Gebrochen

hab' ich mein Gelübde“. Augenblicke von höchster Intensität auf der Bühne: der Liebeskampf, der einem Totenkampf gleicht. Lionel entweicht, Johanna sinkt ohnmächtig nieder. Diese Erfahrung lässt sie nicht mehr los: Ihre Kraft, ihre Entschlossenheit, ihr Fanatismus sind geschwunden. Die Zweifel an ihrer Sendung wachsen in ihr. Sie ist, wie es Schiller in einem Brief ausdrückte, „von den Göttern desertiert“. Und die Worte, die sie findet, sprechen von gänzlich Anderem als von Erhabenheit und Siegesfreude über die Engländer. Wir haben es gehört: „Doch mich, die all dies Herrliche vollendet, / Mich rührt es nicht das allgemeine Glück, / Mir ist das Herz verwandelt und gewendet.“

Hier ist die Peripetie, hier dreht sich das Drama vom Heroischen ins Intime: „Diese Stimmen, diese Töne / Wie umstricken sie mein Herz, / Jede Kraft in meinem Busen / lösen sie in weichem Sehnen, / Schmelzen sie in Wehmuts Tränen.“ Nein, liebe Gemeinde, das Heroische kehrt sich nicht einfach ins Menschliche. Menschlich ist beides: sich unbedingt wählendes Heldentum wie selbstvergessene Liebe. Beide fordern Hingabe, und genau darin liegt der unüberbrückbare Zweispalt: Wir können nicht um jeden Preis siegen und um jeden Preis lieben wollen. Das spürt Schillers Johanna. Und deshalb entsagt sie der Liebe. Und wird schuldig – schuldig nicht an ihrem Auftrag, sondern an sich selbst.

Der Liebe zu entsagen ist der Anfang des Unglücks. Wie aber, wenn diese Entsagung als göttliches Gebot gedeutet wird? So ist es doch bei Johanna. Sie kann letztlich gar nicht anders, will sie sich nicht an ihrer Bestimmung versündigen. Es darum nur konsequent, dass Schiller sie – gegen alle geschichtliche Überlieferung – auf dem Schlachtfeld sterben lässt, wenn auch in einer mir seltsam erscheinenden Apotheose im Stil von Hollywood. Aber was soll's: Es bleibt ja nur, Johanna ins Übermenschliche zu überhöhen. Am Ende steht sie zu ihrem Schicksal, erwählt gewesen zu sein bis in letzter Konsequenz: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen, / Von meinem Meister ward sie mir vertraut, / Vor seinem

Thron muss ich sie niederlegen, / Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.“

Schillers „romantische Tragödie“ löst den Zwiespalt, die Spannung von Religion, Gewalt, Liebe und Humanität nicht auf. Wir sind hineingeworfen – und müssen selbst entscheiden, wie wir uns verhalten. Wir würden es uns viel zu leicht machen, wollten wir das Christentum ausschließlich mit einer Haltung hingebender Liebe verbinden. Nein, es gab immer auch die andere, die dunkle, die harte, die bedingungslose Seite: Wer Jesus ausschließlich als den großen Menschenfreund und lieben Heiland deutet, verkennt, dass er in geradezu anstößiger Weise davon gesprochen hat, er sei keineswegs gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Gegenteil: das Schwert. Und wer das nicht wolle, sei seiner nicht wert. Für sich genommen zeigt das nicht nur die unbedingte Radikalität, die Jesus von sich und denen fordert, die ihm nachfolgen, sondern konnte stets als religiöse Legitimation von Krieg und Gewalt missdeutet werden.

Ob Johanna aufgrund der inneren Stimme das Schwert mit den drei Lilien aus Fierboys als Garant für den militärischen Erfolg haben will: „Dies Schwert lass holen, denn durch dieses wirst du siegen“, ob Konstantin 312 in Rom vor der Schlacht an der Milvischen Brücke die Kreuzesvision hatte: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ – immer wieder hat es die Berufung auf Gott gegeben, um den Krieg zu rechtfertigen. Und wir wissen, dass sich dieser dauernde Versuch, um einer höheren Sache willen Menschenopfer zu fordern, nicht auf die christliche Religion beschränkt. Die Rede vom „heiligen Krieg“ ist aktueller, als wir uns das vor dreißig Jahren hatten träumen lassen. Ist es wirklich nach Gottes Willen, dass Millionen Menschen ihr Leben lassen mussten?

Schillers Drama ist eine Tragödie, aus der es für Johanna kein Entkommen gab: nicht in die Arme Lionels, nicht in den Friedensschluss zwischen verfeindeten Völkern. Gibt es für uns auch kein Entkommen? Bleibt es

entweder bei der Entsagung von Liebe und Humanität und dabei, das Blutvergießen bewusst ins Kalkül zu ziehen, oder bei der Entsagung von Gewalt, die doch unter Umständen in der Lage sein könnte, einem Diktator oder Aggressor zu wehren? Die Antworten sind, je näher wir hinschauen, umso schwieriger: Syrien ist dafür ein Beispiel, das uns ratlos hin und her schwanken lässt, aber auch die Ukraine und die Auseinandersetzungen um die Krim. Gibt es wirklich „gerechte“ Kriege, die in der Verantwortung geführt werden, Menschenleben zu schützen? Das sind doch die Fragen, die unsere Gesellschaft beschäftigen müssten, wenn seitens der Politik gefordert wird, Deutschland solle eine deutlichere Rolle in internationalen Konflikten übernehmen.

Darüber müssen uns auseinandersetzen: auf dem Weg der kritischen Argumentation und der genauen Abwägung. Aber was sich ein für allemal verbietet, das ist die Inanspruchnahme der Religion für die eigenen Machtinteressen! Hier haben wir um der Wahrheit unserer eigenen Religion willen in aller Deutlichkeit „Nein“ zu sagen! Hundert Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs haben diese Töne keinen Platz mehr in Kirche und Gesellschaft. Berechtigung hatten sie ohnehin nie!

Und darum vermag ich in der geschichtlich überlieferten Johanna auch keine Heilige zu sehen. Erst von einem Ketzergericht verurteilt und 1431 bei lebendigem Leib auf dem Alten Marktplatz von Rouen verbrannt, um dann knapp fünfhundert Jahre später von Papst Benedikt XV. heilig gesprochen und zur Patronin Frankreichs erhoben zu werden: Das verzweckt sie erneut und überhöht die Verleugnung des eigenen Lebens im Dienst einer größeren Bestimmung. Das vereinnahmt sie auf ungebührliche Weise. Und es rechtfertigt einen Chauvinismus, dessen bittere Folgen in Europa und der Welt 1920 offensichtlich waren.

Und wir, liebe Gemeinde? Entscheidend bleibt für mich das, was Schiller dem historischen Stoff hinzufügte: die umstürzende, völlig verunsichernde

